

(Nachdruck verboten.)

5) Auf der letzten Schäre.

Roman von Gustav af Geijerstam.

Die Mutter war ihnen entgegenestürzt und hatte gerufen: „Wo habt Ihr Clauffson? Wo ist er?“ Nie hatte Niels sie so heftig gesehen, und nie hatte er sie so rufen hören. Und als die Fremden nichts antworteten, da schlug sie die Hände vors Gesicht, und ihrer Brust entrang sich ein Laut, der einen der Männer ihren Arm ergreifen und laut schreien ließ, obgleich mit zitternder Stimme: „Er ist nicht tot!“ Dann kam eine Erklärung in wenigen kurzen, abgerissenen Worten, und eine Weile darauf wurde der Vater hereingetragen und in das große Bett drinnen in der Kammer gelegt.

Es wurde gleichsam stiller im Heim nach diesem Tage. Aber als der alte Clauffson seinen künstlichen Fuß bekommen hatte, war er bald so beweglich und frisch wie nur irgend einer der andern, und wenn er auch nicht im Dienste der Krone bleiben konnte, so konnte er doch auf andre Art seinen Mann stellen. Darum nahm er einen gerade freien Anteil am „Dolphin“, und trotz Alter und Lahmheit machte er seine Reisen so gut wie nur irgend jemand, und die Bootgesellschaft hätte ihn nicht vermissen mögen. Denn Clauffson war die gute Laune an Bord, und die Vergnügtheit folgte ihm, wo er ging und stand.

Aber während des letzten Sommers hatte der Alte ein bißchen zu tränkeln angefangen. Er war siebenundsechzig vorbei, und die Jahre begannen nun doch auch auf ihn ihre Rechte geltend zu machen, der sonst damit prahlen konnte, daß er nie krank gewesen. In der Brust saß es, und obgleich Clauffson selbst fest überzeugt war, daß das lauter Lappereien waren, die vorübergingen, willigte er doch ein, daß der Sohn, da er ja ohnehin frei war, an seiner Statt ausfuhr, während er selbst daheim umherging und an dem Bau draußen auf der Landzunge am Meer half und arbeitete. Das hatte Mutter Beda mit ihrer ruhigen Kunst, alles so geschehen zu lassen, wie sie es wollte, herbeigeführt, und ihre Anordnungen waren dem alten Clauffson gut bekommen. Denn nun es tiefer in den Sommer ging, fühlte der Alte sich frischer.

Als nun er und der Sohn selbster den Hügel hinabschleuderten, der von den Lotsenhäuschen ins Dorf hinabführte, sagte er darum:

„Ich habe daran gedacht, die nächste Reise selbst zu machen. Du hast wohl nichts dagegen, daheim zu sein.“

Der Vater hatte dieses letztere mit einem Anflug von Schelmerei gesagt. Aber diesmal hatte der Sohn keinen Sinn für Scherz, weil die wunderlichen Gedanken ihn überkommen hatten, und er nicht Herr über sie werden konnte. Obgleich er nie mit dem Alten davon gesprochen, daß er sich mit Heiratsgedanken trug, wußte er doch, daß Vater und Mutter, als er zu bauen anfing, sich ihr Teil dabei dachten. Er wußte auch, daß der Vater ihn nie geradezu fragen würde, aber daß er doch gerne erfahren wollte, wie es eigentlich stand. Und es lag auch für Niels kein Grund vor, den Geheimnisvollen zu spielen. Doch in diesem Augenblick verspürte er keine Lust, mitteilbar zu sein, und er ging darum stumm weiter und stellte sich, als hätte er nichts verstanden. In einer wunderbar schweigsamen Stimmung traten die beiden Männer in die Hütte, wo das Frühstück mit warmem Kaffee, reinem Tuch und einem Schnäpschen zum Nachtisch sie erwartete.

Inzwischen ging Märta zu Hause umher und dachte an allerlei und konnte nicht loskommen. Da war der Kleine, der gepflegt, Essen, das gekocht werden sollte, Ueberkleider, die man flicken, Wäsche, die man waschen mußte. Märta war die älteste der Geschwister, und sie hatte jetzt für das Ganze einzustehen, solange die Mutter im Bett lag und nicht gestört werden durfte. Und als sie mit ihren Verrichtungen im Hause fertig war, mußte sie hinaus, um bei den Fischen zu helfen.

Alle Boote waren mit Mengen von Fischen heimgekommen. Im ganzen Dorfe hatte man Fische bekommen, und auf den Felsen lagen die gereinigten Langfische zum

Trocknen ausgebreitet. Die Sonne beschien sie, und die Katzen schlüpfen sich heran, um zu naschen. Das ganze Fischerdorf roch nach eingefalzenem Fisch, und der Geruch stieg sowohl von den neuen Bootladungen auf, die jetzt vom „Dolphin“ ans Land geführt wurden, wie von den andren Fischen, die schon behandelt waren und sich jetzt in einem schlaffen Zustand zwischen trocken und frisch befanden, wodurch die Luft eine scharfe, starke Beimischung bekam, welche den frischen Geruch von See und Wind durchdrang. Aber am allerscharfsten drang der Geruch aus den Seeschuppen, wo Frauen und Mädchen damit beschäftigt waren, die Fische zu putzen. Da war ein Plaudern und ein Schwätzen, das wie ein Rauschen in die sonnenklare Luft aufstieg. Mit einem kräftigen Schnitt wurde der Fisch zerlegt. Behende schnitt man die Gräten aus, so daß die Eingeweide mitkamen, und in der Sonne aufglänzend, wurden die schweren Körper in den großen Zuber geschleudert oder hinaus auf den Hügel, während man die blutigen Abfälle auf besondere Haufen warf, zur ungestörten Freude friedlich zusammenarbeitender Katzen und Hühner. Diese Arbeit erfüllte die ganze Luft mit Freude. Sie wurde in einem Gefühl des Erfolges, fast des Reichtums ausgeführt, und die ganze Schar Frauen, junge und alte, wußten, wie sie da bis über die Ohren in Fischschuppen und Arbeit standen, daß mit den Fischen Wohlstand kam. Denn die Fische, welche hier lagen, und die Bootladung um Bootladung von Männern in hohen Seestiefeln und gelben Südwintern eingefahren wurden, diese Fische bedeuteten nicht nur Nahrung für den langen Winter, Kleider für die Kinder und Holz in den Öfen. Sie bedeuteten nicht nur, daß man jeglichem das Seine geben und Kirchspiel und Krone seine Steuer entrichten konnte. Sie bedeuteten außerdem, daß das Leben in dem Winter, der kam, leichter und heller werden würde, daß man die Hand nicht so eng um denbeutel zu halten brauchte, daß Mutter vielleicht Gardinen für die Kammer bekommen konnte und eine Kommode in die Wohnstube, daß Vater bares Geld bekam, das er in die Bank legen konnte, daß die Kaffeekanne ein wenig öfter auf dem Tisch stehen durfte, daß sich für eine Flasche oder zwei Mat fand, wenn jemand hereinkam, um mit dem Hausvater zu sprechen, daß Weihnachten fröhlich gefeiert werden könnte, und daß man Ueberraschungen in Form von Kleiderstoffen, Broschen, Leinwand oder Kupfergeschirr erwarten durfte, wenn das Boot das nächste Mal im norwegischen Hafen lag und auf guten Wind wartete.

Alles dies kam mit den Fischen; die Fische waren es, die es mitbrachten, die Fische, die allen guten Arbeiterinnen ihre guten Gaben bescherten, darum gab es auch niemand, der sich darüber aufhielt, daß die Fische übel rochen. „Fisch riecht immer gut“, erklärte Jille Dumm, der Niels gerade unten bei der Brücke getroffen hatte und nun unter einer Last gesalzener Langfische einherkrochte. „Er riecht nach Geld, und für manche riecht er nach Hochzeit.“

Das letzte sagte er mit einem verschämten Blick auf die Mädchen, unter denen Märta augenblicklich die einzige war, die sich getroffen fühlte. Sie sah auf den großen Fisch hinab, aus dem das Messer eben das gewaltige Rückgrat löstrennte. Aber sie ließ es sich nicht einfallen zu antworten, sondern hätte nur gerne gewußt, ob jemand merkte, daß die Farbe ihr über den bloßen Hals hinaus in die braunen Wangen stieg. Als sie aufblickte, sah sie, wie Mutter Albertina, die ihr gerade gegenüberstand, in sich hinein lächelte.

Mutter Albertina war so alt, daß sie sonst von der Arbeit mit den Fischen befreit zu sein pflegte. Aber an diesem Tage hatte sie der Außergewöhnlichkeit halber es für richtig erachtet, ihren alten Körper aufzurütteln und an der Arbeit teilzunehmen. Sie hatte dies gethan, weil sie durchaus mit dabei sein wollte, die Fische zu putzen, die Argot heimgebracht hatte. Außerdem wollte sie von dem Jungen sprechen, mit ihm prahlen, der ihr eigen Fleisch und Blut war, ihn den andern zeigen und ihn auch von ihnen rühmend hören. Denkt nur, der Junge mit seinen zehn Jahren war zum Fange ausgefahren und hatte Fische heimgebracht! Er hatte gearbeitet wie ein richtiger Mann, und jetzt war er wieder daheim und hatte Essen und Kleider für ein halbes Jahr ge-

schafft. Mutter Albertina rühmte den Burschen laut, und sie achtete nicht einmal darauf, daß er ein Stück hinter ihr stand und jedes Wort hörte. Der Junge stand auf der Brücke, sicher und breitbeinig, und spie aus und lachte. Den Südwestler hatte er im Nacken, die Hände in den Hosentaschen, und Großmutter ging umher und fang sein Lob, so daß alle es hörten. Er fühlte sich wie ein ganzer Kerl und mehr als das. Und mit Selbstgefühl wälzte er einen Schrot-Kautabak, den er sich für sein eignes Geld gekauft hatte, zwischen den Zähnen hin und her.

Aber während gerade alle Algot anstauten, der der Geld des Tages war, oder Dumm zuhörten, welcher sich niedergelassen hatte, um Wiße zu reifen und die Weibskente zu necken, kam Niels den Weg heran. Er hatte Feiertagskleider angelegt, nachdem er mit der Vergung der Fische fertig war, und nun kam er, um sich umzusehen, ob er nicht Märta treffen konnte, oder ob er warten mußte, bis der Abend und mit ihm die Zeit der heimlichen Begegnungen kam. Niels hatte einen blauen Anzug, dem nur die blanken Knöpfe fehlten, damit er wie ein Lotse aussah, er trug eine neue Mütze mit Pelzschirm und weißem Kopf und blaue Segeltuchschuhe. Außerdem war er frisch geschoren, und sein jugendliches Gesicht mit den blauen Augen und dem blonden Bart hatte im Sonntagsstaat ein Aussehen, das etwas über seine Klasse hinausging.

Mit einer hastigen Wendung drängte er sich durch all den Kram durch, der die Brücke belastete, und blieb hinter Märta stehen. Märta hatte die ganze Zeit gesehen, daß Niels herankam, und es war ihr, als tanzte die ganze Brücke, die Fische, die Frauen und die Mädchen vor ihren Augen, doch sie zögerte, sich erkennen zu geben, bis er dicht hinter ihr stand. Dann wendete sie sich so plötzlich um, daß Niels, der sich gar nicht bemerkt glaubte, zusammenschrak. Im selben Augenblick flüsterte Märta: „Komm heute abend, wenn ich frei bin.“ Und nachdem sie dies geflüstert, sagte sie laut und natürlich, so daß alle Menschen es hören konnten:

„Nein, sieh, Niels, bist Du da? Willkommen daheim!“

Es lag etwas unbeschreiblich Milde und Weiches in Niels' Antlitz, als er nun, das junge Mädchen betrachtend, da stand und ein Wort zur Erwiderung sagen wollte. Sein Ausdruck wurde ganz sanft, als hätte etwas, über das er gegrübelt, sich aus seinem Innern verflüchtigt, und alles, was in seiner Seele gut und licht und froh war, blickte hervor. Niels hätte am liebsten eine ganze Menge gesagt, aber er brachte es nicht heraus und hatte übrigens auch keine Zeit dazu. Denn im selben Augenblick richteten sich alle Blicke auf ihn, und darum beschränkte er sich darauf, die Mütze zu lüpfen und „Vielen Dank!“ zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Während der Osterferien hat die Regierung im Verein mit dem Reichs-Gesundheitsrat, Unterausschuß für streng-nationale Volksernährung und den Herren von Wangenheim, Diederich Hahn, Möfide und Ruhland vom Bund der Landwirte unter Hinzuziehung des berühmten Bandwurmdoktors Mohrnam, sel. Nachf., ein Werk vollendet, das geeignet ist, die Anschauungen über die Zollvorlage von Grund aus zu ändern. Unter dem schlichten bescheidenen Titel „Reichs-Gesundheitsbildein“ ist eine zugleich eminent wissenschaftliche und edel vollstimmliche Leistung vollbracht worden, die auch den verbildetsten Zollgegner überzeugen muß, daß selbst die Zollforderungen des Bundes der Landwirte bei weitem noch nicht den berechtigten Ansprüchen der nationalen Volksgesundheit genügen. Die Schrift, die der Zollkommission unmittelbar bei ihrem Wiederbeginn zugehen wird, soll jedem Reichsdeutschen über sechs Jahre in zwei Exemplaren kostenfrei übermittelt werden; außerdem wird sie in allen Schulen neben der Bibel und dem Katechismus in der Religionsstunde behandelt werden.

Das Werk vermeidet langweilige, trodene Auseinandersetzungen einer unfruchtbaren Gelehrsamkeit; es greift vielmehr kräftig ins frisch stutende Leben hinein und holt sich aus ihm die anschaulichsten Beispiele.

Nur die Einleitung, die Herr Dr. Diederich Hahn verfaßt hat, ist theoretisch gehalten und entwickelt in tiefer und spannender Weise die Grundsätze der neuen deutsch-nationalen Reichs-Gesundheitspflege. Unzählige Versuche und Erfahrungen haben die Grundlage gesichert, auf der das System beruht, das in dem einen Satz zusammengefaßt werden kann: Das leibliche und seelische Wohl der deutschen Staatsbürger hängt ausschließlich ab von dem Genuß und

Gebrauch reichsdeutscher Landesprodukte; jede Verwendung ausländischer Erzeugnisse untergräbt die Gesundheit, schwächt das nationale Bewußtsein und zerstört die deutsch-christliche Morat.

Dieser grundlegende Satz wird durch die ohnehin selbstverständliche, trotzdem noch mit einer Fülle von Beispielen belegte Erfahrung bewiesen: daß ein im deutschen Klima geborener, aus deutschem Blut erzeugter, deutsches Wasser trinkender Mensch nur anpassungsfähig für Gebrauchsmittel ist, die unter denselben nationalen Bedingungen entstanden sind. Es ist das eine Art Wahlverwandtschaft zwischen dem deutschen Magen und dem deutschen Boden. Für einen Deutschen sind die deutschen Produkte zuträglich, weil sie auf gleicher Rassenabstammung beruhen. Hingegen müssen fremde Nahrungsmittel für den deutschen Leib als unverbaulicher und deshalb schädlicher Fremdkörper notwendig ruiniös wirken. Die Einleitung führt den bündigen Nachweis, daß alle Krankheiten physischer und socialer Art ohne Ausnahme auf den Genuß ausländischer Produkte zurückzuführen sind, wie andererseits der ausschließliche Gebrauch deutscher Bodenerzeugnisse nicht nur die Krankheiten beseitigen, sondern auch die sociale Frage lösen würde.

Diese Theorie wird dann durch zahllose einwandfreie Erscheinungen aus dem täglichen Leben erläutert. Man hat dankenswerterweise diese Sammlung von „Fällen“ ganz populär gehalten; man hat Zuschriften von einfachen Bürgern veröffentlicht, Lokalnotizen der Zeitungen und Polizeiberichte benutzt. Die folgenden Proben mögen von dem Reichtum des Materials, der schönen Leichtverständlichkeit und der eindringlichen Ueberzeugungskraft einen Eindruck geben.

Ein Landwirt schreibt aus München: Vor zwei Wochen führten mich geschäftliche Angelegenheiten nach München. Ich aß dort im Hofbräuhaus einen Rindsbraten. Nach einer Stunde bereits wurde ich unruhig, mein Bewußtsein trübte sich, und ich verfiel in Angstzustände. Als ich das Lokal verließ, packte mich ein Schwindel. Ich mußte mich mühsam an den Gänserr entlang tasten, fiel wiederholt um und mußte mich erbrechen. Am nächsten Morgen litt ich an furchtbaren Kopfschmerzen, Uebigkeit und Schwäche. Erst am zweiten Tage besserte sich mein Zustand. Jetzt bin ich wieder ziemlich hergestellt.

Ich forschte sofort nach, um die Ursache meiner schweren Erkrankung zu ermitteln. Das Ergebnis war: der Rindsbraten stammte von einem — ausländischen Ochsen (Salzammergut). Da kann man sich freilich nicht wundern. Ist es nicht schändlich, daß die Polizei es erlaubt, daß deutsche Staatsbürger mit ausländischem Fleisch vergiftet werden!

Hätte ich nicht zum Gluck 20 ganze Maß nachweislich mit bayrischem Hopfen eingebranten Bieres getrunken und dadurch das Gift verdünnt und abgeschwächt, ich wäre nicht mit dem Leben davon gekommen.

Familientraödie. Vor ungefähr einem Jahre wurde in der N-Straße zu Magdeburg eine ganze Familie, Vater, Mutter und drei unmündige Kinder tot aufgefunden. Die Obduktion ergab die Spuren von Vorfäure. Die Unglücklichen hatte am Abend vorher amerikanisches Fleisch gegessen.

Von Schmerzen getrieben war der Vater offenbar in der Nacht aufgestanden, um das Gas anzuzünden. Aber seine Hände waren bereits zu schwach, um das Streichholz zu reiben und den von ihm geöffneten Hahn wieder zu schließen. So war die ganze Wohnung von Gas erfüllt. Nur ein Wunder hat eine Explosion verhindert, die sicher das ganze Haus in die Luft gesprengt und damit weitere furchtbare Opfer der Vorfäure gefordert hätte.

Die getötete Familie sollte am nächsten Tage exmittiert werden. Amerikanisches Fleisch!

In Oberschlesien erkrankte vor einigen Wochen ein Arbeiter schwer an Trichinosis. Da glücklicherweise die Grenze gegen die Einfuhr fremden Schweinefleisches streng gesperrt war und auch der Arbeiter nachweislich nur eingeborenes Schweinefleisch verzehrt hatte, so schien der Fall rätselhaft. Wie sollten Trichinen von deutsch-nationalen Schweinen herkommen!

Der unbegriffliche Fall wurde nun näher untersucht. Und was stellte sich schließlich heraus? Der vor 15 Jahren verstorbene Vater des Arbeiters aß regelmäßig amerikanisches Schweinefleisch. Diesen verbrecherischen Leichtsin sollte sein Sohn büßen: Er wurde mit der Trichinosis erblich belastet; schon bei der Geburt empfing er Trichinen als furchtbare Mitgift.

Wert's Euch, Ihr Agenten des Auslandes: Der Genuß fremden Fleisches wird heimgeführt auch an den Kindern und Kindeskindern bis ins hundertste Geschlecht.

Ein hoffnungsvoller Knabe, zehn Jahr alt, erstickte an einer Kartoffel. Der Schmerz der Eltern, die ihren einzigen Sohn verloren, war unbeschreiblich. U. i. a. Die Kartoffel war aus Malta.

In dem Dorfe X in der Mark trat unlängst die Diphtheritis verheerend auf und forderte viele Opfer. Es stellte sich heraus, daß der Dorfbräuer russischen Roggen benutzte.

Auf der Leipzigerstraße zu Berlin stürzte ein junger Mann so unglücklich, daß er sich einen Knöchelbruch zuzog. Die Schuld trug

natürlich eine Kypselinenschale. Wie lange noch wird man die Einfuhr dieser gemeingefährlichen Süßfrüchte dulden?

Am ihrem Hochzeitstage starb plötzlich auf dem Heimweg von der Kirche eine zweiundzwanzigjährige Frau, die ein schweres Herzleiden hatte. Die Ursache des Todes war darin zu suchen, daß zu ihrem Brautbouquet italienische Blumen verwendet waren.

Auf einem deutschen Dampfer, der von Indien kam, brach vor einigen Jahren die Pest aus. Als man der Sache nachging, entdeckte man, daß zu dem Schiff russisches Holz verwandt war. Da kann man sich freilich über nichts wundern.

Im Alter von 105 Jahren starb in S. der Landwirt B., nachdem er noch Tags zuvor in völliger Gesundheit die „Deutsche Tageszeitung“ gelesen hatte. Auf seinem Totenbette bekannte er zung: Hätte ich nicht 95 Jahre lang den wälschen Kaffee getrunken, sondern mich an der deutschen Gerste genährt — ich brauchte nicht so jämmerlich zu sterben.

Es ist noch immer eine sible, auf Aberglauben beruhende Angewohnheit vieler Eltern, daß sie ihren Kindern Kalao und sonstige ausländische Gifte vorsetzen, anstatt sie mit dem geistig und körperlich gleichermachen förderlichen ostelbischen Kartoffelschnaps zu nähren. Eine Frau, die kleine Kinder in Pflege nimmt, gab auf die dringende Bitte der Mutter einem Knaben Kalao. Das Kind schrieb viel und wollte nicht gedeihen. Da gab ihm die Wartefrau täglich einen halben Liter echtsälsigen Zupel ein; sofort verstimmten zwar die Klagen des armen Wejens, aber es war ihm nicht mehr zu helfen, es war zu spät — es verschied!

Das kommt vom Kalao!

Ein Student pflegte von einer Russin russische Cigaretten zu beziehen. Die Folgen dieses unnationalen und gesundheitschädlichen Verhaltens zeigten sich bald: Binnen einem Jahre war er mit der Russin verheiratet.

Das Uebel wurde erst behoben, als sich der junge Mann zum pfälzischen Tabak bekehrte; da ließ sich die Russin von ihm scheiden. Deutscher, rauche national!

Das sind einige Proben aus dem unerhöplich reichhaltigen Buche. Ich versage mir, das sonstige Material mitzuteilen, in dem übrigens auch die explodierenden Petroleumlampen — warum verbrannt man nicht deutschen Spiritus! — eine bedeutende Rolle spielen. Erwähnt sei nur noch, daß das Gesundheitsbüchlein keineswegs fanatischen Auslandshaß predigt. Nein, es verlangt nur das Verbot der Einfuhr von Gebrauchsmitteln, soweit es die Gesundheit unbedingt erfordert. Dagegen sind die Verfasser so wenig chauvinistisch-agrarisch befangen, daß sie sogar drei fremde Produkte nicht nur gestatten, sondern ausdrücklich ihre Einfuhr gefördert wissen wollen, das sind: französischer Sekt, englische Austern und russischer Kaviar.

Allerdings wird hinzugesetzt, daß auch diese Produkte nur für Personen belohnlich sind, deren Gesundheit durch einen landwirtschaftlichen Betrieb über 1000 Hektar genügend gestählt ist. Um diesen Import zu heben und zugleich das Ausland für das Verbot der sämtlichen andern Produkte zu entschädigen, schlägt das Reichs-Gesundheitsbüchlein vor, den bezeichneten Personen die drei genannten Artikel in jeder gewünschten Quantität auf Reichskosten zur Verfügung zu stellen. — Joo.

Kleines Feuilleton.

be. Eine Gutmütige. „Mama, jetzt kommt Tante Franziska,“ sagte Käthe. Sie saß am Fenster und stierte, dabei hatte sie die Tante schon über den Damm kommen sehen.

Die Mutter ließ das Wäschebüd, das sie gerade legte, fast aus der Hand fallen: „Tante Franziska? Um Himmelswillen, was will die schon wieder? Auguste soll sagen, wir wären nicht zu Hause.“

„Auguste macht schon auf, und es geht auch nicht, sie hat mich am Fenster sitzen sehen!“

„Na, denn man zu.“ Die Mutter seufzte, legte ihr Gesicht indessen sofort wieder in höfliche Falten und ging dem Gast entgegen: „Ach, Franziska, läßt Du Dich mal wieder sehen.“

„Ja, ich muß doch mal gucken, wie es Euch geht.“

Die Tante trat näher. „Ja, ich ging gerade vorüber, da dachte ich, Du springst mal raus; und weil ich nun auch Käthe am Fenster sah! Aber, Käthe, Du siehst recht schlecht aus, Du siehst aus, als würdest Du sehr krank. Geht Dir denn etwas?“

„Aber so schlimm ist doch das nicht.“ Käthe versuchte zu lachen.

„Ich hab' mich ein bißchen erkältet, weiter nichts.“

„Sie hustet etwas,“ stimmte die Mutter bei; „n bißchen verschmüpft sieht sie aus; mach Einem doch nicht so Angst!“ Trotz ihrer lachenden Abwehr maß sie die Tochter heimlich mit besorgten prüfenden Blicken. „Ich finde auch gar nicht, daß sie so schlecht aussieht.“

„Ja, sie hat ganz eingefallene Waden,“ beharrte die Tante, „und sieh mal die Hände um die Augen. Mit solchem Husten ist nicht zu spaßen, daraus wird so leicht die Schwindsucht und sie sieht ganz aus, als ob sie sie kriegen kann.“

„Sie hat aber durchaus keine Anlagen dazu!“ Die Stimme der Mutter klang gereizt. Die Tante hörte es auch, sie nickte: „Ja ja, nimm's nur nicht übel, ich meine es aber wirklich gut, und wo unsere Wirtstochter erst an der Schwindsucht gestorben ist und es sing gerade so an wie bei Käthchen. Ich sage das wirklich bloß, weil ich's gut meine.“ Es entstand eine verlegene Pause.

Die Tante blickte auf den Wäschekorb. Sie blätterte einen Slog Handtücher auf:

„Ja, die Wäsche, das macht Arbeit. Hast Du 'ne gute Wäsche-frau? Scheint nicht gerade so, Flecke hat sie Dir auch drin-gelassen.“

„Gott, das sind ja ganz alte Handtücher“, die Mutter riß sie ihr beinahe unwillig aus der Hand.

„Unsre Frau Müller wäscht sehr gut“, sagte Käthe.

„Ja, findest Du?“ Die Tante war ehrlich verwundert. „Na ja, es ist recht gut, wenn man nicht so anspruchsvoll ist; man so weiter.“

„Ach, ich bin in puncto reine Wäsche auch anspruchsvoll,“ meinte die Mutter lähl.

„Ja — ja wohl — na nimm's nur nicht übel.“ Die Tante war offenbar verlegt. „Ich habe es aber wirklich gut gemeint, ich dachte Du hättest die Flecke übersehen; man übersieht ja manchmal sowas. Das Löcherreißen hat Eure Müller aber auch raus oder stopft Du die Wäsche erst, wenn sie rein ist?“

„Ja das thut wir Tante,“ nickte Käthe.

„Ich würde niemals zerrißene Wäsche an die Wäsche-frau geben,“ verteidigte sich die Tante; „dann könnte ich überhaupt was erleben, gleich belämen es die Portierfrau und die Dienstmädchen aus dem Hause zu sehen!“

„Das würde unsre alte Müller nie thun,“ meinte die Mutter, „die weiß ganz genau, daß nach der Wäsche gestickt wird.“

„Na ja, und dann hält sie sich die Stelle, weil Du ihr die Flecken übersiehst, aber sonst sind ja die Wäsche-frauen so nieder-trächtig. Und nu noch dazu in unserm Haus,“ die Tante lehnte sich hintenüber, „das ist da überhaupt so ein Klatsch und ein Tratsch. Ich meine es nun so gut mit allen Leuten, aber mich kann kein Mensch leiden.“ Sie wurde beinahe elegisch.

Käthe hatte die Säuderei von neuem vorgenommen, sie beugte sich tief über ihre Arbeit; die Mutter zog ein Tischchen stramm.

„Ich glaube, Du bildest Dir auch sehr viel ein,“ sagte sie trocken.

Aber die Tante schüttelte den Kopf: „Nein, nein, ganz und gar nicht. Ich weiß aber auch, woher es kommt. Die Portierleute, das ist ja solch Volk. Nun, zeigt man ihnen, man ist 'ne Dame und absolut nicht ihresgleichen, da haben sie gleich 'ne Bile auf einen. Und seit ich der Wirtin gefragt habe, die Portierfrau ließe was in den Eden liegen und ich begriffe nicht, daß sie das nicht sähe, seitdem kann mich die Wirtin nicht besehen und die Portierfrau erst recht nicht.“

„Das läßt sich denken,“ meinte Käthe. Die Tante philosophierte weiter: „Ja so ist es: man meint es gut mit den Leuten und ich will der Wirtin zeigen, wie die Portierfrau das Haus verschmutzen läßt, und sie wird wütend auf mich und sagt, sie hielte selbst auf Reinlichkeit. Nichts wie Undank hat man. Na, und nun, wo die Wirtin hinter ihnen steckt, könnt Ihr Euch ja denken, was sich die Portierleute rausnehmen. Seit meine Minna weg ist, ist es kann noch um Anshalten.“

„Ist Deine Minna weg? Du warst doch so zufrieden mit ihr?“

Käthe ließ die Arbeit fallen, sie war offenbar verblüfft.

„Eine freche Person war's“, sagte die Tante, „alle Sonntag-nachmittag wollte sie ausgehen, und in der Woche womöglich auch einen Abend. Ich habe sie genug verwarnt; in aller Güte habe ich ihr mal gesagt: Minna, es ist mit den Menschen wie mit den Pferden; es giebt Zugspferde und Arbeitsgäule. Die Zugspferde haben gute Zeit, und die Arbeitsgäule müssen sich abrackern, dazu sind sie eben in der Welt. Was thut sie? Sie erzählet durchs Haus, ich rechne die Dienstmädchen zu den Arbeitsgäulen. Wie findet Ihr das? So aus dem Dienst zu klatschen!“

„Ja, man kann mit seinen Reden nie vorsichtig genug sein,“ sagte die Mutter.

„Kann man auch nicht!“ Die Tante nickte. „Und nun noch der allerhöchste Kerger. — Wenn ich über den Fluß gehe und die Portiers-bälge spielen, dann spielen sie rasch auf einmal Pferd und die Före fängt an zu wiehern und der Bengel stellt sich gerade vor mich hin und schreit brrr!“

„Das ist ja zum Tolläcken!“ jauchzte Käthe.

Aber die Tante weinte fast: „Ja, das hat man von seiner Gutmütigkeit. Ich will das Mädchen auf seinen Stand hinweisen und jetzt hab' ich solchen Undank davon!“

— Falsche Meteorsteine. Von jeher haben Meteorsteine etwas Wunderbares gehabt; und es ist auch nicht auffällig, daß Steine, welche vom Himmel gefallen sind, von Naturvölkern mit einem über-irdischen Nimbus umgeben werden. Ich erinnere nur an den den Mohannedanern heiligen Stein in der Kaaba von Mekka, der von den unzähligen Küssen der frommen Moslems schon Löcher auf-weist. Solchen einfachen Menschenkindern fehlt natürlich jedes Kriterium für die Echtheit eines derartigen Steins. Daß jedoch auch bei uns hoch-gelildete Leute bisweilen allen Sachmännern zum Troz einen solchen bergerversehenden Glauben entwickeln, lehrt ein Aufsatz des Professor St. Reunier vom naturhistorischen Museum in Paris, den „Himmel und Erde“ wiedergiebt. Dort besteht eine besondere Abteilung für

falsche Meteorsteine. Da echte Steine in hohem Ansehen stehen, darf es uns nicht wundern, wenn bereits systematische Fälschungen versucht wurden; hierzu verlockt besonders der hohe Preis, denn Meunier hat selbst einmal für einen echten Stein 25 Fr. pro Gramm gezahlt. Die Fälscher waren Korven, die aus dem Innern der Insel Felsblöcke holten, soweit sie Meteoriten ähnlich sahen, und sie künstlich mit der schwarzen Kruste versehen, welche ein der Merkmale echter Meteoriten ist. Sie schmolzen zu dem Zweck Schwefel, mischten ihn mit Kienruß, und überzogen die Steine damit, doch wurde die Fälschung leicht erkannt. Andererseits giebt es aber eine große Zahl durchaus ehrenhafter Personen, welche von der Echtheit solcher von ihnen gefundener Steine vollkommen überzeugt sind, und gerade dann muß der Sammler doppelt vorsichtig sein. So berichteten zahlreiche Personen über einen Meteorfall in dem livländischen Städtchen Jaagt am 17. Mai 1855 und legten auch den angeblichen Meteoriten vor, der einen Baumzweig abgebrochen und dann ein Loch in die Erde gefahren haben soll. Prof. Grewind von der Universität Dorpat sammelte die Bruchstücke, analysierte sie und verteilte sie an mehrere Museen, da er von ihrer kosmischen Herkunft überzeugt war. Neuerdings hat man sie aber als Schlackenstücke erkannt und sofort aus den betreffenden Sammlungen entfernt. Handelte es sich bei den Augenzeugen nur um ungebildete Landleute, so führt Meunier in der Liste derjenigen Personen, welche dem Museum in voller Ueberzeugung allerlei Steine als Meteorsteine anboten oder einsandten, Männer wie Leberrier, Michels, Professor der Chemie in Nancy, Compagno, Grünler des naturhistorischen Museums in Perpignan, den Mineralogen Damour zc. auf. Daß viele Leute Sternschnuppen und Meteore in geringer Entfernung von sich haben fallen sehen, beruht auf der bekannnten Täuschung, wobei unsre mangelhafte Schätzung bei Gegenständen in der Luft, wo feste Vergleichsobjekte fehlen, den Hauptanteil hat. Bei Nacht wie bei Nebel wird ein Gegenstand stets für näher gehalten, als er ist, und zwar für um so näher, je heller (bei Nebel je dunkler) er sich vom Hintergrunde abhebt. Daher glauben viele, daß ein Meteor, welches hinter einem Hause verschwunden ist, auch dicht hinter ihm auf die Erde gefallen sei; suchen sie nun in der Gegend des vermeintlichen Fallortes und finden einen etwas seltsamer als gewöhnlich geformten Stein, so werden sie ihn sicher für den gesuchten Meteorstein halten. —

Erziehung und Unterricht.

In „Die Kunst im Leben des Kindes“ nennt sich ein neuer Verein, der am Freitag im Architektenhaus seine erste öffentliche Sitzung hielt. Zu dem Dilettantismus auf den verschiedenen Gebieten der Kunst ist nun glücklich auch der Erziehungs-Dilettantismus gekommen. Die „Unverstandenen“ haben wieder einen neuen Sport gefunden. Maler Otto Feld sprach über die Ziele und Bestrebungen der neugegründeten Vereinigung. Vor allen Dingen beabsichtigt man, die Kinder zum „Sehen“ und zwar zum „Sehen der Schönheit“ zu erziehen. Man hofft dies zu erreichen durch künstlerische Ausgestaltung der Kinderzimmer, der Kindermöbel, der Bilderbücher, der Spielsachen zc. Haus und Schule sollen mit „Schönheit“ durchtränkt werden, neben dem Verstande sollen auch die Sinne erzogen, kurzum das ganze Erziehungsweisen soll von einem neuen Geiste durchdrungen werden. Die Kinder, denen die Häuslichkeit wenig oder gar keine künstlerische Schönheit bieten kann, soll das künstlerisch ausgeschmückte Schulzimmer entschädigen. Durch ein derartiges inniges Zusammenwirken von Kunst und Leben hofft man das geistige Niveau des Volks zu heben und ein nach Schönheit strebendes, lebensfrohes Geschlecht heranzubilden.

Diesen mehr oder weniger schönen Worten folgte ein durch Lichtbilder illustrierter Vortrag des Kunstschriftstellers Frik Stahl, in dem Kinderzimmer und Kindermöbel gezeigt und besprochen wurden, die bereits vom Haupte der „Kunst im Leben des Kindes“ gestreift waren. Da waren Kinderzimmer — getrennte Wohn- und Schlafräume — mit limonadenfarbenen Wänden: Erdbeer-, Himbeer-, Zitronenlimonade, je nach Geschmack und Belieben. Da waren Zimmer mit kostbaren Tafelungen, Ateliersfenstern, grünem Fußboden, mit japanischen Matten — Zimmer, die an die Märchenpaläste von Tausend und Eine Nacht erinnerten: alles zum leiblichen und geistigen Wohlbefinden des Kindes. Und dann kamen die einzelnen Möbel: Bettgestelle, die wie Särge mit Niesenhenkeln ausjahren, Kleiderschränke in der Form von Vahgeigen, kurzum lauter moderne Kunstmöbel mit gelbem, grünem oder pfirsichfarbendem Anstrich. Eine laubenartige Spiellede — d. h. eine bunt bemalte Bretterkiste — wurde schließlich als billigster und einfachster Ersatz den Eltern angepriesen, die sich kein eigenes Kinderzimmer leisten könnten. —

Kulturgeschichtliches.

— Die „Kirchentreiber“ von Schriesheim (Baden). Unter den Schriesheimer Beamten, die jährlich im Anschluß an die Bürgermeisterwahlen ernannt und durch Handgelübde verpflichtet wurden, befanden sich, wie folgender Auszug aus dem im Archiv des Altertumsvereins befindlichen Schriesheimer Kemterbesetzungsprotokoll von 1760 S. 42 zeigt, noch im 18. Jahrhundert die sogenannten Kirchentreiber und Polizei-Aufseher, über deren Funktionen das nachstehend abgedruckte Dienstgelübde näheren Aufschluß giebt.

Kirchentreiber und Polizei-Aufseher.

Hierzu wird jedesmalen einer von katholischer und zwei von reformierter Seiten erwählt, welche sich nach dem Inhalt folgenden Gelübdes zu verhalten haben.

Gelübds-Formel.

Ihr A. A. und A. A. und Ihr A. A. sollet vermittels ablegender Handtren an Eids Statt angeloben, daß Ihr diesem Euren anvertrauten Amt wollet fleißig abwarten, nicht allein unter währendem Gottesdienste überall im Flecken visitieren, ob nichts Aergersüchiges oder Ungehörliches sowohl in den Häusern als auf der Gassen vorgehe, sondern auch bei Nacht, an Sonn- und Feiertagen insbesondere, nach kursälzlicher Polizei-Ordnung gute Achtung geben, daß sich über die erlaubte Zeit niemand, ausgenommen fremde, reisende Leut, in denen Wirtshäusern betreten lassen, weniger einmige Ungelegenheit anfangen, und dafern Ihr dergleichen verspüren sollet, so habt Ihr die Thäter ersichtlich in der Güte abzumahnem und zu warnen; da sie aber nichts darauf geben, noch davon abstehen wollten, solches sobald dem Herrn Schultheißen, in dessen Abwesenheit aber dem Herrn Anwalt anzuzeigen und diesfalls niemand verschonen, oder durch die Finger sehen, sondern alles dasjenige thun, was Euch diesfalls oblieget und Ihr gegen Gott und der Obrigkeit mit Euren guten Beweißen getraut zu verantworten. Alles getreulich sonder Gefährde. —

Astronomisches.

— Der große Nebelfleck im Orion. Dieses kosmische Gebilde ist das merkwürdigste und komplizierteste, das bei uns am Himmel sichtbar ist. Ueber seine Beschaffenheit und Stellung im Weltorganismus waren die Ansichten seit den Zeiten Herschels sehr geteilt, bis das Spektroskop den Beweis erbrachte, daß dieser Nebel thatsächlich eine glühende Gasmasse ist. In neuester Zeit hat Professor Keeler auf der Lid-Sternwarte den Versuch gemacht, aus der Verschiebung der hellen Linien im Spektrum dieses Nebels seine Bewegung in der Gesichtslinie zur Erde zu ermitteln. Er kam zu dem Ergebnisse, daß solche Bewegungen im Betrage von 17,7 Kilometer in der Sekunde stattfinden, und zwar entfernt sich der Nebel von uns um diesen Betrag. Im vergangenen Winter sind diese Untersuchungen, wie die „Kölnische Zeitung“ berichtet, auf dem astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam mit vervollkommenen Hilfsmitteln wieder aufgenommen worden, und es ergab sich im Mittel eine Geschwindigkeit von 17,4 Kilometer in der Sekunde, um welche sich der Nebel von der Erde entfernt. Ferner ergaben die Potsdamer Aufnahmen, daß die Geschwindigkeit an verschiedenen Stellen des Nebels nicht gleich ist, daß also relative Bewegungen der Nebelmaterie von nicht unerheblichem Betrage stattfinden. —

Humoristisches.

— Empfindlich. Angehender Schwiegervater: „Verehrte Frau, ich werd's mir doch noch überlegen, ob ich um Ihre Tochter wirklich anhalte! Gestern abend wollte ich ihr beim Weggehen einen Kuß geben, da hat sie mir gleich eine 'runtergehaut!'“

Mutter: „Aber, lieber Herr, das dürfen Sie doch nicht gleich äbel nehmen! Das junge Ding ist halt noch ein bißchen schüchtern!“ —

— Arbeitsteilung. A.: „... Wie lebt denn eigentlich das junge Schriftstellernde Ehepaar?“

B.: „O, sehr gut! Einen Tag kocht sie und er schreibt, stellert und den andern Tag kocht er und sie schreibt, stellert!“ —

— Auch ein Kunstfreund. Maler: „... Wenn Sie den Hund mit auf dem Bilde haben wollen, kostet's mehr!“

Ehemaliger Fleischermeister: „Den könnten 'S' aber doch als Ru'vaag' malen!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Buchausgabe von Georg Hirschfelds neuem Märchen drama „Der Weg zum Licht“ ist soeben bei S. Fischer (Berlin) erschienen. —

— „Die Kunst“, eine Sammlung kunstgeschichtlicher Monographien, beginnt demnächst bei Julius Bard in Berlin zu erscheinen. Herausgeber ist Richard Muther. —

— „Berliner Großkoozen“, eine Poffe von Alfred Schmasow, wird die Sommernovität des Central-Theaters sein. —

— Gerhart Hauptmanns „Schuld und Jan“ hat es auch in Hamburg zu keinem rechten Erfolg gebracht. —

c. Der Komponist Luigi Arditi erhielt, wie ein englisches Blatt erzählt, nur 1000 M. für seinen Walzer „Il Vacio“ (Der Kuß). Der Pariser Verleger, der ihn erwirbt, verdiente bei dem Geschäft 160 000 M., und das Verlagsrecht wurde vor kurzem für 12 000 M. verkauft. —

— In Berlin hat sich eine Vereinigung für Original-Lithographie gebildet; sie eröffnet heute im Künstlerhause ihre erste Ausstellung. —

— Eine deutsche botanische Expedition nach dem Sinai ist dieser Tage von Kairo aufgebrochen. —